

(Nachdruck verboten.)

83]

## Die Fanzare.

Roman von Fritz Mauthner.

Mettmann mußte sich einen Augenblick besinnen, wohin er wollte, dann brodelte sein Gehirn eifrig weiter, während die Füße ihn gefügig der Potsdamerstraße zuführten.

Hier draußen herrschte die Fanzare noch nicht über so viele Geschäftsläden, aber rechts und links türmten sich an Stelle der alten behaglichen Familienhäuser und ihrer ausgedehnten Gärten mächtige Mietkasernen empor; überall sah Mettmanns gierig funkelndes Auge wie in einer Geheimchrift Hypotheken, welche die große „Fanzare“ vermittelt hatte, auf den rohen Ziegelmauern aufgeschrieben, und er sah den Architekten nach der Auswahl der „Fanzare“ zu den Bauherren laufen und die Bauherren die leeren, feuchten Wohnungen durch seine „Fanzare“ ankündigen. In der Nähe des Rathhauses wie hier draußen, wo immer der Frier der Großstadt mit dem Alten austräumte und in kühner Spekulation die Erfolge der Zukunft schon heute zu gewinnen trachtete, überall sah er die heilige Macht seiner „Fanzare“, welche für sich von allem den Zehnten einstrich, wie einst die Kirche es gethan haben sollte. So stand es in dem bestrafenden Aufsatze des dummen Bode. Noch war nicht alles erreicht, noch gab es in dem hohen und niederen Aleris der Journalistik thörichte Gläubige, welche dem Volk die geistige Nahrung reichten, ohne den Zehnten zu verlangen, noch balgten sich zur Schande und zum Schaden seines Standes würdelose und verachtete Subjekte, wie noch vor kurzem seine eigenen Agenten, um den Raub; aber er wird schon Ordnung schaffen, alle Störenfriede, die unanständigen Kläffer und die uneigennütigen Prediger, wird er unter dem Zeichen seiner „Fanzare“ versammeln; er wird nicht knausern bei dem großen Menschenkauf und nicht ruhen, bis auch der letzte Steinträger beim letzten Neubau der Potsdamerstraße gezwungen wird, den Zehnten seines Tagelohns, na, oder doch sein Scherflein in den Opferstock der „Fanzare“ zu legen.

Hatte ihn der lange Weg oder seine Gedankenflucht so erhitzt, Mettmann mußte verschmausen, als er am Ende des Botanischen Gartens und an der Ecke der Großgörschenstraße angelangt war.

Er lächelte ein wenig, wie aus einem tolen Traum erwacht; so glatt und im Fluge ging das alles doch nicht, aus tausend kleinen Siegen setzte sich erst der große zusammen, jeden wichtigen Schritt mußte er selber leiten, alle Gehilfen waren zu unsicher, zu ängstlich. Da muß er selbst bis ans Ende von Berlin laufen, um von der Frau seines Redakteurs für sein schönes Geld einen pikanten Artikel zu kaufen.

Er wandte sich links, der unfertigen Straße zu. Auf allen Baustellen wurde zugleich gearbeitet, an der Ecke ragte schon über das Gebälke der geschmückte Kranz empor, daneben wurde noch an den Fundamenten gemauert; in fieberhafter Hast suchten die Bauherren die immer noch milde Witterung zu benützen, um ihre Häuser vor Eintritt des scharfen Frostes unter Dach zu bringen.

Jetzt entdeckte Mettmann Düsselhofs Gäuschen, welches wie vergraben zwischen den Backsteinmauern des Neubaus dalag; diese erhoben sich schon über das erste Stockwerk hinaus, und der alte Kasten im Hofe da konnte allerdings den Augen des Großstädtlers nicht gefallen; heute sah Düsselhofs Fabrik überdies vollends wie eine Ruine aus, gar viele Dachziegel waren von den niederfallenden Backsteinen eingeschlagen, die Fensterscheiben des oberen Stockwerks vielfach zertrümmert, nur im Atelier wurde der Schaden jedesmal wieder gutgemacht oder auch nur mit Oelpapier verklebt.

An einem Ziegelwagen vorbei, dessen Pferde weder durch Peitsche noch Drohworte von der Stelle zu bringen waren, drängte Mettmann sich bis zur Hausthüre durch; auf ein helles „Herein!“ betrat er Bodes Arbeitszimmer.

Frau Käthe errötete, da ein Fremder über die Schwelle trat; sie war damit beschäftigt gewesen, Bodes Bücher abzustauben und sie nach der Größe und nach der Farbe des Einbands für das Umziehen auf einen großen Haufen zu sichten. Ihre Hände waren grau von Staub.

Als Mettmann seinen Namen nannte, geriet die Frau in die größte Bestürzung über die unerwartete Ehre und über ihre unvorteilhafte Erscheinung; hastig stürzte sie hinaus, und als sie nach einer Weile wiederkam, waren ihre Hände sauber, ihr Gesicht glänzte noch röter unter ihrem besten Häubchen, und um den Leib hatte sie eine ungeheure weiße Schürze gebunden.

Mettmann war ärgerlich über die Minute, die er hatte warten müssen, auch belästigte ihn der seine Bücherstaub, der unsichtbar die ganze Stube erfüllte. Er machte also keine lange Vorrede, nur mit zwei Worten äußerte er seine Zufriedenheit mit den Briefen aus Italien; er habe sie freilich teuer bezahlen müssen.

„Ich bitte, Herr... Herr,“ — sie wußte gar nicht, welchen Titel sie dem Brotherrn Bodes geben sollte — „Sie haben zu befehlen. Der kleine Herr, der damals hier war, hat ganz von selbst das viele Geld gezahlt.“

Und die Erinnerung an Herrn Pintus erheiterte sie so weit, daß die Grübchen auf ihren farblosen Wangen erschienen, Sie ließ den Verleger Platz nehmen.

„Es ist gut,“ sagte Mettmann; das Honorar soll so bleiben. Sie müssen plötzlich umziehen, wie ich höre, und da werden Sie die Extra-Einnahme nötig haben.“

„Ach ja, bester Herr Doktor!“ rief Käthe. Sie mußte wenigstens Doktor sagen; weniger als sein Redacteur konnte doch der Verleger nicht sein! Und sie plauderte tapfer drauf los, wie die Kündigung sie zuerst furchtbar erschreckt habe: binnen vier Wochen ausziehen und gerade jetzt; aber es sei doch wieder ganz gut. Bode werde von der ganzen Unbequemlichkeit nichts wissen, draußen in Wilmersdorf erwarte sie schon die neue Wohnung, ganz nach Bodes Geschmack; und bevor ihr Mann aus Italien zurück sein werde, müsse draußen alles fertig sein, blitzblank. „Nur mit den Büchern weiß ich mir keinen Rat; die müssen doch auch geordnet werden, aber wie? Darin ist Bode so eigen!“

Mettmann unterbrach die Frau; ob seither wieder Briefe aus Italien eingetroffen wären.

„Zwei wunderschöne!“ rief Frau Käthe und holte sie unter der alten Sphinx, dem Briefbeschwerer, hervor. Mettmann nahm sie an sich und legte dafür drei neue Fünzigmarkscheine auf den Tisch.

„Es ist noch ein dritter Brief,“ sagte er, „den Sie Herrn Pintus nicht geben wollten; er soll sehr gut sein, Ihr Mann wird Ehre damit einlegen.“

Frau Käthe setzte sich jetzt erst dem Verleger gegenüber nieder; tieftraurig sah sie ihn an. Der Herr Mettmann hatte ja zu befehlen, und es lag ihm offenbar viel an dem Brief, er hätte sich sonst nicht selbst herausbemüht; aber wie konnte sie ihren Brief hergeben, den einzigen, der ganz und gar für sie bestimmt war, den sie bis zur letzten Zeile verstand, seitdem sie ihn auswendig gelernt hatte. Bode machte sich darin über kluge, gelehrte, talentvolle Frauen lustig, — nur um ihr eine Freude zu machen, die thöricht, unwissend und unbegabt war!

Als sie merkte, daß Herr Mettmann ungeduldig wurde, sagte sie ängstlich:

„Ich bitte Sie, bester Herr Doktor, lassen Sie mir den Brief, er kann keinem Menschen gefallen außer mir.“

Mettmann hatte sich vorgenommen, erst auf den Ehrgeiz der Frau zu wirken, bevor er seine Macht und sein Geld spielen ließ; jetzt aber hatte er keine Lust, wegen einer solchen Kleinigkeit noch länger zu unterhandeln, er stand auf und sagte kurz:

„Ich habe gehofft, daß Sie an die Stellung denken werden, die Ihr Mann bei mir einnimmt; machen Sie es mir nicht schwer, das Ende muß ja doch sein, daß Sie mir den Brief überlassen.“

Frau Käthe hatte sich gleichzeitig mit ihrem Gast erhoben, sie blühte ihn entrüstet an. Gewiß, Herr Mettmann war ihr Brotherr, sie mußte ihn mit aller Rücksicht behandeln; aber in seinem Tone hatte etwas gelegen, das sie kränkte, weil es ihren Mann beleidigte; was es war, wußte sie nicht, aber ihres Gefühls war sie sicher, und so sagte sie freundlich, während sie mit der linken Handfläche die zornig geballte Faust der Rechten fängte:

„Der Brief ist mein Eigentum, bester Herr Doktor; ich

Bitte um Verzeihung, aber ich glaube nicht, daß mein Mann ihn für das Geschäft geschrieben hat." Frau Käthe kannte den eifigen Blick nicht, mit welchem Mettmann sie anschaute, aber ihr wurde doch unheimlich; besänftigend rief sie rasch: „Ich habe schon dem kleinen Herrn vorge schlagen, daß bei Vode telegraphisch angefragt wird; das wird zwar wieder Geld kosten, aber ich denke . . .“

Nun war Mettmann überzeugt, daß es auf eine Brellerei abgesehen war, es war sonst geradezu komisch, den Preis eines Telegramms zu erwähnen; und die groben Säuste auf den Tisch stützend, sagte er ärgerlich:

„Ich habe keine Zeit; geben Sie den Brief her, ich zahle für ihn das Doppelte.“

Jetzt verstand wieder Mettmann den Blick nicht, mit welchem Frau Doktor Vode ihn maß, bevor sie den Schreibtisch öffnete und aus einem kleinen Schubfach den Brief hervorholte; sie empfand plötzlich unendliches Mitleid mit ihrem Manne, der einen solchen Menschen zum Brotherrn hatte; sie mußte jetzt ihren Brief hergeben, sonst würde Vode es am Ende hüben, und schnell mußte sie den Brief bringen, damit Herr Mettmann nicht noch länger glaubte, sie wolle den Preis hinauffschrauben.

Mettmann hatte eine vierte Banknote auf den Tisch gelegt. Er ärgerte sich über die Ausgabe; diese Leute sollten wenigstens erfahren, daß er sich durch ihre Komödie nicht foppen ließ.

„Wenn Sie Ihren Mann sehen," sagte er und nahm den so teuer bezahlten Brief entgegen; „ich lasse ihn bitten, gleich zu mir zu kommen, wenn er herankommt.“

„Herankommt?“

„Mir gegenüber brauchen Sie Ihre Rolle nicht so gut zu spielen, liebe Frau Vode.“ Mettmann sagte es gemüthlich, mit einem Versuch, einen scherzhaften Uebergang zu finden, bevor er ging. „Ich weiß es an Ihnen zu schätzen, wenn Sie die Briefe so teuer als möglich verkaufen; übrigens wie Sie wünschen. Ich will Sie ebenso zart behandeln, wie die andern es thun; denn Sie sind fest überzeugt, Ihr Mann sei in Italien?“

„In Italien?“

Frau Käthe blinnte verlegen.

Mettmann aber fuhr häßlich lächelnd fort:

„Die Briefe aus Italien tragen gewiß italienische Poststempel und nicht den von Plöhsensee?“

Sie wandte sich wieder dem Schreibtische zu und holte aus ihrem Schubfach die Briefumschläge hervor, um sie Herrn Mettmann zu zeigen. Sie hatte jedes Stückchen Papier sorgfältig aufbewahrt.

Was meinte der Herr Mettmann mit Plöhsensee? Schon reichte sie die Handvoll säuberlich aufgeschnittener Briefhüllen über den Tisch herüber, da begegnete sie dem eifigen Auge Mettmanns, und gräßlich schrie sie auf:

„Mein Mann ist im Gefängnis!“

Sie sank auf ihren Stuhl nieder und suchte vergebens zu sprechen, ein heftiges Zittern schüttelte jeden Muskel ihres Körpers und ließ ihre Zähne wie im Fieberfrost zusammenklappern, sie brachte nur röchelnde Aufe hervor.

(Fortsetzung folgt.)

## Da haben wir's!

(Rheinbabiens „neue“ Censurprincipien)

Vor längerer Zeit theilte der gegenwärtige Minister des Innern seinen Zeitgenossen mit, daß er die Theatercensur zu „reformieren“ beabsichtige. Was von dieser „Reform“ zu halten war, war von vornherein klar. Wenn ein Junker etwa das Wahlrecht des Volks „reformieren“ will, weiß jeder, daß er es aufheben oder einschränken möchte, und wenn der reaktionäre Herr v. Rheinbaben die Censur „reformiert“, kann man sein Seelenheil darauf verwetten, daß sie vermehrt und verschärft wird. Selbstverständlich theilte der Minister seine Absicht nicht so ohne weiteres mit. Er wählte eine Form, die harmlos, ja für gewisse Leute sogar lieblich anzuschauen war. Er suchte im Lande Preußen sieben kluge Männer zusammen, die in Zukunft die eingereichten Dramen prüfen sollten. Natürlich sollte die Vermehrung des Beamtenapparats im Zeitungsleser die Vorstellung von einer bisher ungeahnten Gründlichkeit erwecken. Dann — so hieß es weiter — solle auch nicht mehr „einseitig“ nach politischen Gesichtspunkten verboten werden, vielmehr haben Seine Excellenz sich eine Reihe „neuer“ Principien zugelegt, die nun alle bei der behördlichen Beurteilung der dramatischen Kunst eine Rolle spielen sollen. Die „neuen“ Principien sollten natürlich den Anschein hervorrufen, als ob die preussische Polizei sich über Nacht eine Fülle des tiefsten Sachverständnisses angeeignet habe.

Leiter hatte die diplomatische Ausdrucksweise des Ministers einen Erfolg, der vermutlich seine eignen Erwartungen übertroffen hat. Ein guter Teil der Presse ließ die Reform unbeanstandet passieren, wenn sie nicht gar durch einen devoten Blick ihre Ehrfurcht vor dem Genie des Ministers zu erkennen gab. Nicht als ob diese Presse sich über die neue „Reform“ auch nur einen Augenblick getäuscht hätte — ach nein! Wie bescheiden man auch immer von ihrer politischen Intelligenz denken mag, für so vertrauensselig darf man sie doch nicht halten, wenn man sich nicht — sehr zu seinem eignen Schaden — verrechnen will. Die Presse wußte ganz genau, daß sie die reaktionäre Maßregel eines reaktionären Mannes vor sich hatte. Die diplomatische Einleitung aber gestattete ihr, im Zustand naiver Unschuld zu verharren und war somit ihrer Feigheit ein willkommener Vorwand. Man war nun nicht genötigt, die kostbaren Beziehungen, die man zu diesem Minister oder jenem Staatssekretär unterhielt, durch unloyale Opposition zu gefährden. Man konnte so korrekt bleiben, daß man auch in Zukunft die — Hintertreppen der Ministerien passieren durfte. Und so kam es, daß Herr von Rheinbaben seine „Reform“ in die Oeffentlichkeit lancieren konnte, ohne daß es zu einem entschiedenen Protest gekommen wäre.

Natürlich begannen die sieben weisen Männer, um die der Minister die preussische Regierungsherrschaft bereichert hatte, alsbald ihre gesegnete Arbeit. Einige kleine Vorpostenposten blieben zunächst fast unbeachtet. Dann aber wurde Tolstoj's „Nacht der Finsternis“ verboten, also ein in ganz Europa bekanntes und geschätztes Werk, und es ging nun nicht mehr an, sich so ganz und gar tot zu stellen. Man erhob sich also und schnitt eine süßsaure Grimasse — weiter allerdings brachte man es nicht. Der arme Tolstoj mußte sich schon mit dieser platonischen Huldigung begnügen. Um eine wirkliche Erregung und einen wirklichen Protest hervorzurufen, genügte das Verbot seiner düsteren Dichtung noch lange nicht. Dazu mußte erst ein Ereignis eintreten, das wie ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Kunst wirkte — Die Kunst hatte der Minister die Grenzen des Zulässigen überschritten! Man rief zum Protest auf und verteidigte Blumenthal mit einer Entschiedenheit und einem Eifer, als wenn in diesem edlen Poeten eine Pieder der nationalen Kultur angegriffen sei.

Ueberflüssig zu sagen, daß wir das Verbot des Blumenthalschen Schwanks mit derselben Entschiedenheit bekämpfen, mit der wir überhaupt jede polizeiliche Bevormundung der Kunst bedenken. Natürlich nicht aus Sympathie für Blumenthal, für dessen Treiben wir nur ein Gefühl der kältesten Verachtung haben. Wenn es wirklich einer Censurbehörde gelänge, mit ihm und seinesgleichen fertig zu werden, könnte man fast einen Augenblick an seinen freiheitlichen Grundfäden irre werden. Natürlich gelingt das keiner Censurbehörde, am und allerwenigsten derjenigen des Herrn Rheinbaben, die heute in beschränktem Born eine Dichtung von Tolstoj totschlägt, um dann morgen ihren Mut an Herrn Blumenthal auszulassen. Im Fall Blumenthal greift man den Widerspruch der polizeilichen Censur förmlich mit Händen. Es läßt sich eine Situation denken, in der die Polizei mit der Kunst fertig wird, aber niemals eine Situation, in der sie Blumenthal beseitigt. Blumenthal ist in dieser Beziehung ewig und unvergänglich. Ein Minister kann der Kunst Bedingungen vorschreiben, so schmachvoll und erniedrigend, daß sich kein Dichter findet, der unter diesen Umständen auch nur eine Zeile schreibt. Kein Minister aber kann Bedingungen erfinden, mit denen sich der schlaue Blumenthal nicht einzurichten wüßte. Das Verbot seines neuesten Schwanks wird keinen andern Wert als den einer wirkungslosen Kellame haben . . .

Da mit Herrn Blumenthal nicht wie etwa mit Tolstoj umgesprungen werden kann, wird das Verbot vermutlich aufgehoben werden, worüber wir uns aufrichtig freuen würden, da jede Mißerlage der Censur dem Christum zu gute kommt. Sollte es aber bestehen bleiben, wird wahrscheinlich Herr Blumenthal die beanstandeten Stellen ändern. Er kann das auch mit ruhigem Gewissen thun. Dem Sinn des Stücks kann es schon darum nicht schaden, da seine Dichtungen einen Sinn überhaupt nicht haben.

So wenig wir also um das kostbare Leben Blumenthals zu zittern brauchen, so sehr fürchten wir für die ernsthafte Kunst. Es hat in der letzten Zeit geradezu Verbote gehagelt, so daß es den Anschein hat, als ob die „neuen“ Principien eine Schredensherrschaft einleiten sollten, die in unsren Tagen allerdings neu wäre. Als die Künstler mit genauer Noth und gänzlich ohne ihr eignes Verdienst der lex Heinze entrannen, wurde ein Wund gegründet, der für die Zukunft ein Schreden der Kunstfeinde sein sollte. Herr Sudermann that damals vor versammeltem Kriegsvolk den Schwur, daß er das Schwert nicht aus der Hand legen werde, bis die Freiheit der Kunst gesichert sei. Wie sich das bei Sudermann am Ende von selbst versteht, war der Schwur ein ganz gewöhnlicher Theaterschwur, der in der Hauptsache nur den Jwed hatte, Herrn Sudermann in einer interessanten Pose zu zeigen. Es ist ja möglich, daß er noch immer mit dem Schwert in der Hand herumläuft und seinen Angehörigen furchtbar martialisch vorkommt. Es ist aber leider bestimmt, daß er bisher noch nicht riskiert hat, das gefährliche Ding zu gebrauchen, was dann allerdings einen Typus litterarischen Heldentums ergiebt, der nicht Recht den kleiner hämischen Bischöfen der Bureaucraten verfällt. Der Wund, der in den Tagen der lex Heinze gegründet wurde, heißt bekanntlich der Goethe-Wund und Sudermann ist sein erster Vorsitzender.

Nun ist Sudermann selbst Theaterschriftsteller und ist von den „neuen“ Principien in seinem Schaffen bedroht, so gut wie irgend ein anderer und so gut wie die vielen Theaterdirektoren, die dem Bund angehören. Nichtsdestoweniger schläft der gesamte Goethe-Bund, in dem — wie man damals brombarbasierte — die geistige Elite der Nation vereinigt ist, den Schlaf des Gerechten. Bei der lex Heinze wurde vielfach die Ansicht laut, daß der Protest des „Goethe-Bunds“ an gewissen maßgebenden Stellen gar nicht so ungern gesehen würde.

Die Ansicht hatte insofern viel für sich, als neben unzweifelhaft unabhängigen Männern auch solche protestierten, die sich in starker Abhängigkeit von der offiziellen Welt befanden. Das auffallende Schweigen des Goethe-Bunds berechtigt mithin zu der Frage, ob vielleicht in diesem Fall die hohe Obrigkeit die Erlaubnis zum Protest versagt hat. Sollte der Goethe-Bund wirklich von derartigen Erwägungen geleitet werden, hätten wir eine Vereinsgründung, die an trauriger Lächerlichkeit alles übertrifft, was in Deutschland bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Und in Deutschland ist auf diesem Gebiete sehr viel geleistet worden.

Wie dem nun aber auch sei: ob der Goethe-Bund nach oben hin abhängig ist oder ob er aus angeborener Leisetzerei zu schweigen beliebt — unter allen Umständen wird er dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen, wenn er sein dunkles Schweigen nicht bald bricht. Es war bereits ein sehr bedenklicher Schritt, als er der Polizei bei der Jagd auf unsittliche Bilder seinen sachverständigen Beistand anbot. Es ist alles mögliche, daß er die „neuen“ Principien des Herrn v. Rheinbaben ohne entschiedenen Protest hat ins Land gehen lassen. Es ist eine recht annehmbare Leistung, daß er richtig zusah, wie ein Dichter vom europäischen Ansehens Tolstoj von der preussischen Polizei stumm gemacht wurde. Es zeugt von einem bedauerlichen Mangel an politischer Intelligenz, daß er die drohenden Censurschwierigkeiten nicht längst erkannt hat. Nun aber haben wir die Versicherung! Nun fallen die Verbote hageldicht. Wird er nun endlich reden? Oder will er sich um Ruf und Ehre schweigen? — **Erich Schlaifer.**

### Kleines Feuilleton.

— **Stilblüten.** Die „Wiener Arbeiterzeitung“ hat abermals eine Sammlung von Stilblüthen österreichischer Reporter veröffentlicht, der wir folgendes entnehmen:

Den Zugsvorsteher Herrn H. St. nannte er einen Lamsbuben und lud ihn zu einem ledernen Mahle ein, was dieser jedoch nicht Lust hatte, zu thun.

Die in Alt-Wösendorf ansässigen M. G. und F. R. hatten ärztliche Hilfe in Anspruch genommen, da dieselben an jenem Körperteil, wofür sie gewöhnlich darauf zu sitzen pflegen, mehrere Schußwunden erlitten hatten, die von Schrotlöchern herrührten.

Da aber der junge Mensch von der Dame nicht lassen konnte und daselbe auch „bezüglich“ derselben der Fall war . . . so „pneumatisierte“ er vom Spital aus seiner Geliebten.

Der Sohn des Gemischtwarenhändlers eilte dem Räuber nach und gelang es diesem mit einem Geiseldarmen, der gerade sich im Dienste befand, sowohl diesen als auch seinen Complicen festzunehmen.

Das Bezirksgericht verständigte sofort die von F. angegebenen Namen seiner Verwandten, welcher Umstand bald Klarheit schaffte. Derselbe wurde am 27. v. M. von seinem Schwiegervater auf einige Zeit nach Wien „gesendet“, um dortselbst von einer Liebeskrankheit geheilt zu werden. Seine Liebe, die er an eine Pariser Schönheit verschwendete, wurde nicht erwidert und sollte einer Irrenanstalt übergeben werden.

Er ist seinen Verletzungen in den Armen seiner Gattin in bewußtlosen Zustand erlegen. Der Unglückliche erlangte seit dieser Zeit nur immer auf Momente das Bewußtsein.

Am 1. Oktober hatten wir ein ähnliches, vier Tage anhaltendes Schneewetter.

Der Strafrichter in N. hatte sich heute mit einem Fall zu beschäftigen, welcher von der Bevölkerung schon längere Zeit mit Sehnsucht erwartet wurde.

Wie wir erfahren, wird Samstag im Saal des Stadt-erweiterungs-Fonds eine Sitzung stattfinden. —

— **Dichter-Phantasie und Wirklichkeit.** Die „Annales politiques et littéraires“ veröffentlichen folgende Anekdote von Valzac: „Eines Tags,“ so berichtet der Erzähler der Geschichte, „begab ich mich — ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde — zu dem Verlagsbuchhändler C. Dort traf ich einen fortpulanten Herrn mit lebhaften Bewegungen und unsät blickenden Augen, der sich mit dem Chef des Hauses vertraulich unterhielt.

„Ja, verehrter Freund,“ rief er, „in ein solches Haus will ich meine Mutter hineinsetzen, ohne daß sie etwas ahnt. Ich will sie vollständig überraschen (dabei zeichnete er mit seinem Stock verschiedene Figuren auf der Erde). Hierhin kommt das Wohnhaus, ein vornehmes Gebäude aus Backstein mit elegant behauenen Steinen an den Eden, Thüren und Fenstern; oben große Giebel mit altertümlichen Fenstern, die Bleibeschläge haben. In diesem Hause zwei

Stodwerke, die so eingerichtet sind, daß die Besizerin nicht nur bequem darin logieren, sondern auch mich und einige Freunde darin empfangen kann. Auf jeder Seite nach hinten und durch Baumboisletts verdeckt, mehrere Pavillons, in denen die Dienerschaft und die Pferde untergebracht sind. Hinten ein Garten nach englischer Manier, ein kleiner Park, ein reich mit Fischen veriebener Teich, ein Obst- und ein Gemüsegarten. Halt! ich vergaß! man gelangt zu dem Hause durch eine prächtige Allee von vier Reihen Ulmen, an deren Ende sich ein Eisengitter von ausgezeichnete Arbeit zeigt . . .“

Dann folgten zahllose Details über das Mobiliar der verschiedenen Zimmer, über die Einrichtung der Küche und des Weinzellars, über tausend kleine Nebensachen, in denen der Sprecher eine außerordentliche Kenntnis des ersten Stomforts an den Tag legte. Als er sich verabschiedete, war ich buchstäblich geblendet.

„Wer ist denn der Herr?“ fragte ich.

„Wie! Sie kennen ihn nicht? Das ist doch Valzac!“

„Er hat also viel Geld verdient?“

„Das ist schon möglich,“ versetzte C. mit pffiffigem Lächeln; „aber wissen Sie, was sein Besuch eigentlich bezweckte?“

„Nein!“

„Er bat mich für seinen nächsten Wand um 500 Franks Vorschuß!“ —

— **Die höchsten Alpküthen in der Schweiz.** Mit der Firn- und Felsregion in den Gebirgen hat die Bewohnbarkeit derselben durch Menschen ihre Höhengrenze erreicht. Sie liegt aber höher unter dem Aequator und in den Tropen, als in der gemäßigten und Polarregion, wo sie in Grönland bis zum Spiegel des Meeres herabsinkt, während wir in den Cordilleren und im Himalaja noch Siedelungen bei 4000 Meter Höhe finden, ja in Tibet bei fast 5000 Meter. In den Alpen fallen die dauernden menschlichen Wohnstätten mit der Grenze des Getreidebaues zusammen, während vereinzelt Bauernhöfe, Hospize und Sennhütten noch höher gehen, abgesehen von den Schutzhütten für die Bergsteiger. Was die höchsten Alpküthen der Schweiz betrifft, so hat mit deren Ermittlung sich Dr. F. G. Stebler in Zürich in der jüngsten Zeit beschäftigt („Die Schweiz, Monatschrift, 1900, Heft 4). Sie liegen im Wallis, und zwar ist die höchste bei 2665 Meter auf der Alpe de Vona gelegen, drei Stunden oberhalb Grimentz im Giffischthal. Wenn man von Zermatt aus dem Fündelenbach entlang hinaufsteigt, so gelangt man in 1 1/2 Stunden zum Sommerdorfer Fündelen, 2075 Meter, mit den höchsten Getreidefeldern der Schweiz. Noch weitere zwei Stunden anwärts erreicht man die vier Alpküthen Pflüh 2612 Meter, wo das Vieh im Sommer nur etwa drei bis vier Tage zur Abgrasung einer prächtigen Mulde aufgetrieben wird. Dieses sind die einzigen über 2600 Meter liegenden Sennhütten, höher liegen nur Unterlunfistätten für die Bergsteiger. Dagegen giebt es zahlreiche zwischen 2500 und 2600 Meter gelegene Sennhütten. Eine derselben liegt unterhalb des Griesgletschers in der Nähe des Rufenpases, wo Oberwallis, Tessin und das Königreich Italien zusammenstoßen. Es ist die in 2528 Meter gelegene Sennhütte von Hinterdistel, ein etwa 2 Meter langer und ebenso breiter Bau aus Gneisplatten. Im Innern befindet sich das armselige Heulager des Sennens und der Käsefessel. Die Bauart dieser Hütten in hoher Lage ist höchst einfach. Nach hinten lehnen sie sich an den Berg; die Seitenmauern bestehen aus übereinander geschichteten Gneisplatten, während das gleichfalls aus Platten aufgetümmte Dach durch einige querliegende Baumstämme gehalten wird. Noch höher als in den Walliser Alpen geht die landwirtschaftliche Kultur in Oberitalien. Am Südfuße des Matterhorns liegt bei 2805 Meter eine Hütte, und auf der Alp Ponton im Cogne, südlich Aosta, befindet sich noch bei 2637 Meter eine Sennhütte mit ausgedehnten Stallungen. — („Globus“)

### Theater.

oo. Das Thalia-Theater hat am Sonnabend seine Pforten wieder aufgethan. Wessen man sich dort zu gewärtigen hat, ist bekannt. Auf der Bühne zeigen sich etliche Dugend Ballettufen in möglichst raffiniertem Kostüm, eine Soubrette, die manchmal einschlägt, manchmal auch nicht, und dann die Herren Thomas, Thielischer und Junfermann, die immer belacht werden, sie mögen anstellen, was sie wollen. Im vorigen Jahre hatte die Direktion überdies noch für recht viel Beleuchtungseffekte und für ein bühnen Handlung gesorgt; in der Erkenntnis aber, daß auf der Ausstattungsbühne dramatischer Sinn oder Unsinn am Ende ebenso gleichgültig ist, wie im Circus und auf dem Brettl, hat man diesmal die Handlung ganz ausgelassen und dafür um so mehr elektrisches Licht gegeben. Im hellen Glanz der A.-G.-präsentierte sich denn nun mancherlei bunt durcheinander: die Hochbahn, ein ungarischer Czardas, den die neue Soubrette, Fräulein Milton, talentvoll tanzte, drei spähige Herren, die sich Anno Offener nennen, die Sänger von Finsterwalde, die schöne Helena Offenbacherin Angedenkens und am Schluß eine Menge Hafan-Uniformen, deren Träger nach China gingen. Hierbei passierte leider eine tadelnswerte Ungehörigkeit. Ein alter Mummelkreis mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust und der teuren Gattin zur Seite trat auf und gab in so komischen Geberden eine Parodie auf den Abschiedsamerz zum besten, daß das Publikum bei jeder Handbewegung des Komikers in Lachen ausbrach. Eine solche Figur ist auf der Bühne recht überflüssig. Stimmt auch manches an der Chinapolitik zur Heiterkeit, so verdienen doch am wenigsten die Gefühle derer, die ihre Söhne auf gefährvollen Posten wissen,

Bespöttelt zu werden. Auch einer andern Ueberflüssigkeit sei noch gedacht. Man hatte das Sammeljurium von Tänzen, Couplets und Malauern mit einem gemeinsamen Namen belegt, als ob es ein wirkliches, zusammenhängendes Stück wäre. „Der Liebes- Schlüssel“, große Ausstattungsstücke mit Gesang und Tanz in drei Akten von Jean Kren und Alfred Schönfeld, stand auf dem Bettel. Kein Mensch wußte, warum. —

### Aus der Pflanzenwelt.

— Ueber die Verbreitung einiger tropischer Pflanzen wird der Wochenchrift „Mutters Erde“ geschrieben: Man ist geneigt, die uns umgebende Pflanzenwelt als unveränderlich anzunehmen, ohne zu bedenken, daß die einzelne Pflanze den verschiedensten Veränderungen unterworfen ist, und daß das Vegetationsbild infolge von Pflanzenwanderungen sich stetig ändert. Solche Wanderungen sind Gegenstand eines interessanten Kapitels der Pflanzengeographie. — Wird von Wanderungen gesprochen, so denkt man häufig an Unkräuter, deren massenhaftes Auftreten durch die modernen Verkehrsmittel eine Erklärung findet. Manche amerikanischen Unkräuter sind mit Klee- und Grassamen auf unsere Wiesen gelangt. Sie können sich weiter verbreiten oder „gehen zurück“ nach einer gewissen Zeit. Andre sind auf die Nähe der Eisenbahndämme, der Stationen und Umladepätze beschränkt, und verraten dadurch deutlich ihren Ursprung. Einige werden seßhaft. Neben dieser mehr zufälligen Ansiedelung, kommt die zwangswise durch die Kultur bewirkte in Betracht. Diese vermag in einer viel kürzeren Zeit das Vegetationsbild zu ändern. Es handelt sich hierbei natürlich um eine viel geringere Anzahl von Arten als bei der freien Ansiedelung. Namentlich sind es die Nahrung liefernden Pflanzen, die technisch und medizinisch wichtigen, welche solche Änderungen in der Gestaltung der Pflanzenwelt bewirken. Welche Änderungen diese z. B. seit Ausgang des Mittelalters durch die Eröffnung des Weltverkehrs erfahren hat, liegt auf der Hand. Wie im gemäßigten Klima, so hatten auch in den Tropen die wilden Völker mit rührender Emsigkeit die geeignetsten Gebilde der Pflanzenwelt sich ausgesucht und ihren Lebensbedürfnissen nutzbar gemacht. Und wenn auch diese Kultur auf der Stufe der Barbarei sich befand, so gab sie doch der Vegetation ein neues Gepräge. Die einzelne Pflanze ließ die Behandlung nur anscheinend willenlos über sich ergehen. Es änderte sich vielmehr mit der Gesamtheit ihrer Genossen. Es entstanden Warten, Varietäten, Kulturformen, Unterarten der gleichen Species, welche in ihren Merkmalen mehr von einander abwichen als zwei echte Species.

Das Kafferkorn, Durra, *Andropogon Sorghum*, ist eine Getreideart mit über 20 Varietäten. Genauer sind unter diesen etwa 13 bekannt, doch findet nachweislich Bildung solcher noch weiter statt, und diese sind durch zahlreiche Nebengänge mit einander verbunden. Bei uns wird die Pflanze nur wenig gebaut. Für ganz Afrika ist sie ein Getreide par excellence, das gemahlen zu Brot verbacken wird, in Körnern geröstet zur Speise dient. In Südwest-Afrika wird aus den angekeimten Körnern, ganz ähnlich wie bei uns aus Gerste, ein Bier, *Omatoja*, mittels Gährung dargestellt. Der dauerhafte und widerstandsfähige Halms wird zu Wesen u. a. m. verarbeitet, und dient wohl auch als Streu. Mit dem Kafferkorn verwandt ist die Negershirse, *Mawe*, *Pennisetum spicatum*. Sie hat nicht die Bedeutung der vorigen, da ihre Verwendung weniger mannigfaltig ist. Hier interessiert uns namentlich die Thatsache, daß sie im ganzen tropischen Afrika angebaut wird. Wo sie die Negershirse vorfinden, nehmen sie sie in Kultur. Ihre Heimat ist nicht genau bekannt. Die alte Kultur erzeugte auch hier eine Anzahl von Varietäten.

Den Hirsen steht nahe das Zuderrohr, *Saccharum officinarum*. Den genauen Ursprungsort dieser Grasart, also den Ort, wo sie im wilden Zustande angetroffen wird, kennt man nicht. Die Heimat der Hirsearten ist wahrscheinlich Afrika, während das seit mehr als 2500 Jahren in Kultur befindliche Zuderrohr aus Südastien stammt. Wir übergehen seine allmähliche Verbreitung im Altertum. Im Mittelalter wurde es durch die Mauren nach Spanien gebracht, wo es an geschützten Stellen noch gedeiht. Später waren die Canarischen Inseln lange Zeit Bezugsquelle. Es trat dann Westindien als das hauptsächlichste Produktionsland hervor und jetzt wird das Zuderrohr in allen Tropenländern und in mehreren subtropischen angebaut. Die uns bekannte Geschichte der Pflanze führt in anschaulicher Weise die Folgen der Kultur und Ueberkultur vor Augen. Sie existiert in einer Anzahl von Varietäten und Uebergängen solcher. Wohl seit Jahrtausenden ist das Zuderrohr durch Stecklinge vermehrt worden, und man hatte festgestellt, daß seine Widerstandsfähigkeit den verschiedenen Krankheiten gegenüber stetig abnahm. Hand in Hand damit zeigten sich andre Degenerationserscheinungen. Der Botaniker Walter fand nur bei zwei wildwachsenden Arten gut entwickelte Blüten. Fast alle Kulturvarietäten besaßen entweder keine befruchtungsfähigen Blüten oder, falls solche vorhanden waren, waren die Pollenkörner verrottet oder sonst nicht normal ausgebildet, also nicht bestäubungsfähig. Bei andern Varietäten fehlten die Geschlechtsorgane in der Blüte, oder es waren Blüten überhaupt nicht vorhanden. Man sucht eine weitere Degeneration durch künstliche Bestäubung normal entwickelter Fruchtknoten und nachfolgende Samenansaat aufzubalten, leht also zur natürlichen Fortpflanzung zurück. Wie in den Kulturländern der gemäßigten Zone landwirtschaftliche

Stationen gegründet wurden, so auch in den Tropen. Die Pflanze der Ueberkultur, das Zuderrohr hat auf Java auf Veranlassung der holländischen Regierung es zu eigenen, ihrer Pflege ausschließlich gewidmeten Veruchsstation gebracht. Eine der Hauptaufgaben dieses Instituts ist die Auffindung von widerstandsfähigen Varietäten. Die Pflanze ist einem Duzend von beschriebenen und meist gut erforschten Krankheiten unterworfen. Unter diesen ist die Serech-Krankheit die gefährlichste. Sie macht sich durch ein Kurzbleiben der Halme und das Absterben der Wurzeln bemerkbar. Statt Zucker entstehen gummiartige Körper. Die Krankheit ist ein eigentliches Siechtum, ohne Mitwirkung infizierender Organismen; ihre Ursache liegt offenbar in der Jahrhundertlang andauernden Vermehrung durch Stecklinge.

Unter den tropischen Gewächsen größerer Verbreitung ist die Kokospalme zu nennen. Lange Zeit hielt man dafür, daß sie an die Meeresküste gebunden ist. Verschiedene Reisende hatten sie aber Hunderte von Kilometern von der Küste entfernt angetroffen. Da sie immer nur aus Samen angepflanzt werden kann, so kann sie nicht degenerieren, trotzdem sie sicher seit mehr als 2000 Jahren kultiviert wird. Ihre Heimat ist nicht sicher bekannt. Sie soll von dem Küsten- und Inselgebiet des Großen Ozeans und der Südsee abstammen, wird aber jetzt in allen tropischen Ländern kultiviert. Sie ist, wie bekannt ein Nahrungsmittel und ein Ausfuhrprodukt ersten Ranges.

Eine andere seit uralten Zeiten von Eingeborenen und jetzt auch von Europäern systematisch kultivierte Pflanze ist die Erdnuss, *Arachis hypogaea*. Sie ist amerikanischen Ursprungs und findet sich im wilden Zustande nicht mehr vor. Es ist wahrscheinlich, daß sie eine uralte Kulturform einer andern Species dieser Gattung darstellt. Noch eines andern Umstands wegen erweckt die Pflanze unser Interesse. Sobald ihre Blüte entwickelt ist, erfährt die bis zu diesem Zeitpunkt ziemlich kurze Blütenachse eine Streckung und biegt sich um. Dadurch wird der zu der Zeit befruchtete Fruchtknoten in einer Tiefe von 5 bis 10 Centimeter unter die Erde verlegt. Erst in der Erde reift die Frucht heran. Nach einigen Forschern sollen in Amerika rote Ameisen dieses Eindringen insofern erleichtern, als sie das Erdreich auflockern. Die Samen sind eines der besten Nahrungsmittel, denn sie enthalten bis 85 Proz. Kohlehydrate, Eiweißstoffe und Oele. In den Tropen wird die Erdnuss in mannigfaltigster Weise genossen. In Europa verarbeitet man die Samen zu Kuchen für die Viehfütterung. — Aus diesen kurzen Schilderungen einiger tropischer Gewächse ersieht man unschwer, wie tief von jeher die Kultur in das Vegetationsbild einschneidet. Ja auch dort, wo Urwälder sich vorfinden, hat die Forschung so gründlich botanisirt, daß es heutzutage nicht mehr möglich ist, wie vor 30 oder 50 Jahren Tausende, von neuen, unbeschriebenen Pflanzen nach Europa mitzubringen. Um z. B. neue gärtnerisch zu verwendende Pflanzen zu finden genügt keine einfache botanische Exkursion in den Urwald. Hierzu sind vielmehr eigne Expeditionen nötig, wie solche von großen englischen Gärtnereien von Zeit zu Zeit veranstaltet werden. —

### Humoristisches.

— Der Irrfahrer. Spät heimkehrender Gatte: „Aber liebes Weib, ich weiß gar nicht, warum Du Dich darüber aufregst, wenn Du 7 Stunden auf mich warten mußt. Penelope hat auf ihren Mann 20 Jahre warten müssen!“ —

— Eine bewährte Kraft. Kaufmann (zum Reisenden): „Ihnen ist es gelungen, von mir nicht hinausgeworfen zu werden, unter welchen Bedingungen kann man Sie engagieren?“ —

— Falsche Diagnose. Arzt: „Der Junge hat irgend was gegessen, was er nicht sollte, nicht wahr?“

Mutter: „Ja, Herr Doktor.“

Arzt: „Und dann hat ihm der Kopf weh gethan, nicht wahr?“

Vater: „Ja, Herr Doktor.“

Arzt: „Weil er sich den Magen verdorben hatte, nicht wahr?“

Patient: „Aee, Herr Doktor, weil mich Vater eine rinter jehauen hatte.“ —

### Notizen.

— Eine Nießsche-Gedenkfeier wird am 18. September im Architektenhaus in der Wilhelmstraße veranstaltet werden. Kurt Holm wird Stellen aus Nießsches Werken recitieren und Dr. Rudolf Steiner einen Vortrag: „Nießsches einsame Geisteswanderung“ halten. —

— Drei neue Censurverbote. Dem Residenz-Theater ist die Aufführungsgenehmigung für drei Pariser Schwänke seitens der Censurbehörde verweigert worden. —

— Karl Weibtreus Schauspiel „Karma“ wird am 18. September am Stadttheater in Wien zum erstenmal in Scene gehen. —

— „Der treue Eckhardt“, ein fünftätiges Märchendrama von J. J. David wird im Wiener Burgtheater demnächst seine Erstaufführung erleben. —

— Paula Schlenker beginnt am Sonntagabend im Berliner Schauspielhaus ein zweimonatliches Gastspiel. —

— c. Camille Saint-Saens schreibt gegenwärtig für das antike Theater von Orange eine große Oper nach einem Text von Victorien Sardou und Gheusi; das Werk soll später in der Oper zur Aufführung gelangen. —